

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 14 (1910-1911)
Heft: 5

Artikel: Das Faschingsfest : Erzählung
Autor: Odermatt, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663927>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

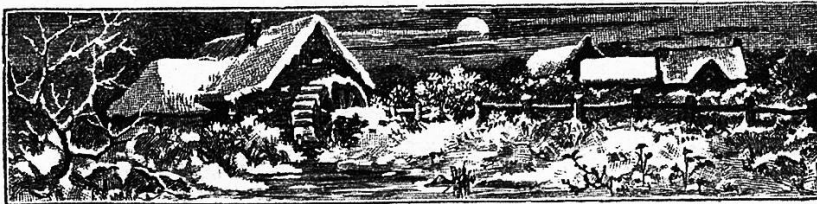
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nachtschnellzug im Walde. *)

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Heimlich schüttert Wald und Luft,
Und es dröhnt im Nebelduft.
Flirrend aus der nächt'gen Ferne
Stoßen drei umflorte Sterne.
Donnernd kommt es angeschossen,
Wie ein Sturm von schwarzen Rössen.

Qualm und Feuer speit der Schlot,
Und die Lichtung schwelt und loht,
Vorn, auf rußbestäubtem Lager,
Liegt der Tod, erdfahl und hager,
Leicht zum Schlummer hingefunken
Und umsprüht von Dampf und Funken.
Adolf Frey.

Winter.

Vor meinem Fenster ragt ein Baum
Gespenstig in den grauen Tag,
Erstarrt und fahl; ich glaube kaum,
Daß ihn ein Frühling wecken mag.

Der Pfad, der über Wiesen führt
Liegt tief verschüttet und verschneit.
Als hätt' der Tod ihn angerührt,
Säumt stumm der Wald die Einsamkeit.

Das ist der Tag, der leise mahnt
An eines ew'gen Winters Not,
Der Tag, da schon die Seele ahnt:
Der Erde Lebensglut verloht!

Ein Funken noch, der glimmt und ringt —
Schon langt darnach die kalte Hand!
Die stumme Macht, die alles zwingt,
Spinnt unserm Stern das Schlafgewand:

Er schwebt mit Brüdern sonder Zahl
Erloschen einst im Weltenraum;
Von aller Wesen Glück und Qual
Weiß eine tote Sage kaum.

Alfred Huggenberger.

Das Faschingsfest.

Erzählung von Franz Odermatt, Stans.

Frau Amrhein stand seit fünf Minuten am Bahnhof, daheim, in ihrem schlichten Landstädtchen. Weiter war sie schon lange nicht mehr gekommen. Sie dachte eben daran, als sie einige Bekannte in Mänteln und mit Reisetaschen in der Hand, geschäftig hin und her gehen sah. Und sie

*) Aus den von uns S. 151, Jahrgang 1910, empfohlenen „Gedichten“ von Adolf Frey, Verlag von H. Haessel, Leipzig.

hätte nicht einmal Zeit finden können, ihrem Sohne bis zur nächsten größeren Stadt entgegenzufahren, so gerne sie es getan hätte! Sie wollte und mußte Zeit und Geld sparen. Aber in diesem Augenblicke hatte das Gefühl des von allen Wünschen Zurückgestoßenwerdens nichts Bitteres für sie. Sie wartete ja auf ihren Sohn, auf Konrad, der zwei Jahre fort gewesen war, die Welt mit jungen Augen gesehen hatte. Er mußte ihr davon erzählen. Das war ihr ein voller Ersatz für entschwundene Hoffnungen. Und jetzt brachen für sie bessere Tage an.

Die letzten Jahre waren strub. Als ihr Mann starb, hinterließ er ihr fünf Kinder; der Älteste, Konrad, war 14 Jahre alt, Emma, das Jüngste, fünfe. Neben den Kindern, für deren Erziehung sie sorgen mußte, fiel auch die Leitung und Sorge um das Geschäft auf ihre Schultern. Konrad, ihr verstorbener Gatte, hatte es gegründet, voll optimistischer Hoffnungen, die ihm dann vor den Chikanen der Konkurrenz wie Seifenblasen vergingen. Das ärgerte ihn schwer, er begann sich um die Zukunft der Seinen zu kümmern und starb daran. Das Haus stand in schwerer Zinspflicht. Das wurde im Städtchen bekannt; Mitleid und Achtung vor der Frau, die sich so tapfer um die Existenz wehrte, führten ihr neue Gäste und Sympathien zu, die etwas wert waren. So hatte sie sich mit den Kindern über Wasser zu halten vermocht.

„Die Staren sind schon angekommen, die ersten Zugvögel; bald kommen auch die andern, und endlich jene, die Gold im Schnabel bringen. Sie werden froh sein, daß die tote Zeit nun bald vorüber ist,“ bemerkte die Frau Stadtpräsident, die zu ihr getreten war.

„Wir haben unser Haus für diese Vögel bereit gemacht,“ sagte Frau Amrhein. Der Herr Präsident Niederstein hat ihr schon duzendmal gesagt, sie verdanke es nur seiner Fürsprache, daß die vornehmste Faschingsgesellschaft des Städtchens den letzten großen Ball in ihrem Hotel abgehalten habe. So wollte sie jetzt die Gelegenheit benützen, auch der Frau Präsident ihre Dankbarkeit mit freundlichen Worten zu bezeugen.

„Heute kommt Konrad heim. Er ist zwei Jahre in England gewesen, spricht das Englische perfekt und will sich nun daheim nützlich machen. Er sei groß geworden, hat er geschrieben. Er ist jetzt zwanzig Jahre alt. Wir können ihn jetzt daheim gut brauchen. Unsern bessern Gästen wird seine feinere Bedienung sicher gefallen.“

Da fuhr der Zug ein. Frau Amrhein riß sich von der redseligen Präsidentin los und schritt dem Zug entlang. Einige Coupéturen wurden rasch aufgeschlagen, und endlich sah sie ihren Sohn. Er trug schwer an seinem Koffer. Sie hatte ihn gleich erkannt, obwohl er anders aussah, als wie sie ihn sich vorgestellt hatte. Er war so überschlanke und blaß, in

den großen Augen lebte neben der Freude am Wiedersehen auch etwas Müdes, etwas Hungriges.

Er sah ihre fragenden Blicke und sagte: „Ich bin nicht stark. Aber jetzt wird es schon werden. Daheim in der frischen Luft, der gewohnten gesunden Kost und bei dir, Mutter, und den Geschwistern wird die Farbe wieder in mein Gesicht kommen.“

„Ja. Wir werden zu dir sehen,“ sagte sie innig.

„Zu mir sehen? — Zu Kindern und Kranken sieht man. Ich aber will arbeiten. Die Saison verspricht gut zu werden. Um euch Mühe zu machen, bin ich nicht heimgekommen.“

Die Mutter hatte ihn, während er sprach, scharf beobachtet. Auf seinen Wangen war beim Sprechen eine leise Röte aufgeblüht. Er trug einen modernen enggeschlossenen Anzug und sie dachte, daß der seine Gestalt nur so überschlanke erscheinen lasse, er sei sonst stärker. Indes sie langsam weiter gingen, sagte Konrad:

„Der gräßliche Nebel in London hat mich heruntergebracht und der Mangel an Nachtruhe. Diese Großstadthotels. Ich kann dir nicht erzählen, Mutter.“

Frau Amrhein zuckte ein Gedanke auf, ein Verdacht. Ihre Augen gingen Konrad fragen. Sie ward fast größer dabei und ihre Hand umflammerte den Griff des Schirmes fester. — Gott sei Dank, es war nichts! Die Arbeit und die Luft hatte ihn krank gemacht. Das heilt wieder! Und weiter ist es nichts.

„Wer wohnt jetzt da?“ fragte Konrad nach einer Weile und deutete mit dem Kopfe an ein Haus hinauf, links der Straße.

„Zuberers wohnen allein im Hause,“ gab Frau Amrhein zur Antwort. „Die Witwe Birkmann ist ausgezogen. Das Kätherli ist in einer Saisonstelle an der Riviera, im Sommer in Interlaken. Für sich allein will die Frau keine so teure Wohnung haben.“ Konrad schien genug zu wissen und fragte nicht weiter, auch die Mutter schwieg. So kamen sie still nach Hause. Anna und Louise, von Konrads Geschwistern die einzigen, welche eben da waren, kamen gesprungen und sagten, wie sie Freude hätten, daß ihr großer Bruder wieder daheim sei. Die Mädchen glänzten völlig vor heller Freude. Da ward die Mutter erst gewahr, wie auf ihrem Wiedersehen ein Druck lag und die Freude am Aufschwingen hinderte. Ihr Sohn sah halt doch übel aus. Das trockene matte Hüfteln. Sie mußte ihn immer ansehen. Sein Gesicht war fast durchsichtig blaß, engelhaft weiß. Sie wußte wenigstens: Die Sünde hatte ihn nicht krank gemacht.

Während des Sommers erholte sich Konrad. Er sagte wohl hundert und einmal zur Mutter: „Es geht besser! Der Husten vergeht auch noch.“ — „Ja,“ sagte die Mutter. „Aber du mußt dich schonen. Während der

Table d'Hotel lasse ich dich jetzt nicht mehr im Office unten. Es ist zu viel Getriebe, zu schlechte Luft. Einfach, du mußt mir folgen." Und sie lächelte ihm zu, und wenn er fort war, kamen ihr Tränen in die Augen.

Für drei Wochen im August hatte sich Herr Professor Ängstlich mit Familie, fünf Personen, angemeldet. Die Herrschaften kamen und fanden schon an den Zimmern, welche sie vorher besichtigt und bestellt hatten; nichts nach ihrem Geschmack. Nach zwei Tagen kam der Herr wütend ins Bureau der Frau Amrhein gestürmt und rief: „Wir reisen sofort ab. Meine Frau setzt keinen Fuß mehr in dies Haus. Unverschämt! Der junge Mann, ihr Sohn, ist schwer lungenkrank!“ Er drückte sein Taschentuch vor Mund und Nase und schwang sich wieder über die Schwelle des kleinen engen Raumes.

„Wenn es Ihnen bei uns nicht gefällt, ich halte Sie nicht, Herr Professor,“ sagte Frau Amrhein würdig. Sie hatte rasch überlegt: Die Zimmer waren für drei Wochen bestellt und auf die Ankunft der Familie Ängstlich frei gemacht worden. Sie hätte sie früher oft vermieten können. Aber jetzt war keine Hoffnung mehr, denn die Saison war schon vorgerückt. Sie wäre im Recht gewesen, wenn sie dem Herrn die Zimmer für drei Wochen auf die Rechnung genommen hätte. Aber dann würde er noch größeren Lärm machen. „Es ist ein Lungenkranker im Hause, flieht!“ Am Ende war's gar zu Konrad's Ohren gekommen. Nein, sie wollte lieber nichts, wenn er nur still war. Dann schrieb sie die Rechnung für die zwei Tage, da Ängstlich's bei ihr waren. Da und dort machte sie noch einen Abstrich von den Eintragungen im Tagebuch und jedesmal, wenn sie draußen im Speisesaal Schritte hörte, zuckte sie zusammen und es war ihr, sie höre des Professors wimmernde Stimme: „Es ist ein schwer Lungenkranker im Haus!“

Die Saison ging jäh zu Ende. Der Abschluß glich dem Gleiten auf abschüssiger Halde. Die Gäste ließen sich nicht mehr halten, als regnerisches Wetter und Schneefall in den Bergen eintraf. Konrad wurde übler, je näher die Tage dem Winter zugingen. Doch wollte er jeden Tag aufstehen, die Zeit verging ihm schneller, wenn er in dem kleinen warmen Familienstübchen, das an die große Gaststube anschloß, sitzen konnte. Die Mutter war all die Zeit, die sie nicht den Gästen widmen mußte, bei ihm. Und er sprach von seinen Plänen.

„Konrad,“ sagte sie eines Tages, „den Faschingssball der „Gesellschaft für fröhliches Leben“ wollen wir dies Jahr dem Kronenwirt überlassen. Die Aufregung und der Lärm im Hause müßte dich angreifen. Mithelfen kannst du ja doch noch nicht. Du mußt dich schonen, damit du bis zum Sommer wieder auf dem Damm bist.“

Konrad fuhr auf. „Wie siehst du mich an, Mutter. Ich bin nicht so

krank, wie du meinst. Und das Fest können wir um kein Geld aus den Händen geben. Es hat dich Mühe gekostet, es einmal zu bekommen. Präsident Niederstein hat sich für uns verwendet. Jetzt hätt er's ungern, wenn er wieder am alten Ort anklopfen müßte. Ist einmal das Fest aus unserem Hause fort, dann erobern wir es zum zweiten Male nicht mehr, und es ist doch der beste Anlaß im Jahre und eine Ehr und Reputation für unser Haus."

"Die Unruhe wird dir nicht gut tun, glaub mir's," sagte die Mutter. Sie durfte ihn dabei nicht ansehen.

Ronrad warf sich in die Brust. „Du siehst Gespenster. Ich kann ja mein Zelt im obersten äußern Zimmer aufschlagen. Dahinauf wird der Fastnachtssjubil nicht dringen. Und wenn ich noch etwas hören sollte — Freude macht niemand krank. Sie ist ja der beste Arzt." — Er hustete. All seine zur Schau getragene Kraft warf der Husten um, und er schaute bittend und hilflos die Mutter an. Dieser Blick rührte sie. Sie war zu ihm gekommen mit dem Vorsatz, hart zu sein, keine Einrede gelten zu lassen: Punktum, sie wollte das Fest nicht. Und jetzt fühlte sie, daß ihre Härte zusammenklappte wie ein Taschenmesser. Mit einem Wort mehr über seinen leidenden Zustand täte sie ihm den Tod ansagen. Sie wollte ihm doch die Hoffnung nicht nehmen.

Dann schrieb sie, sie werde das Fest wieder übernehmen und wollte sich Mühe geben, die Gäste zu befriedigen. Der Brief las sich trocken und gleichgültig. Es waren nur wenige Zeilen.

Einige Tage vor dem Balle brach ungesundes düsteres Laumetter herein. Der Nebel lag dicht und gab einen feuchten Niederschlag ab. Ronrad wurde kränker. Die Vorbereitungen auf das Fest nahmen Frau Amrhein wohl sehr in Anspruch, aber dabei hielt sie doch ein scharfes Auge auf ihren Sohn. Jesus Gott und Maria! wenn er während dem Balle stürbe! Zuweilen schien es ihr wieder, ihre Furcht sei unbegründet. Ronrad besprach mit ihr das Menu für das Festessen und fragte zweimal des Tages nach den Anmeldungen, ob die Familie Soso und Dieda ihre Karten abgegeben hätten? Sie konnte ihm melden, daß die angesehensten Herren des Städtchens das Erscheinen mit ihren Damen angemeldet haben. Ronrad freute sich. Er setzte der Mutter auseinander, wie wertvoll die Gunst dieser Leute dem Hotel sei. Im nächsten Jahre wolle er ihr einen Teil der Arbeit abnehmen, dann müsse es aber um eine Nummer vornehmer werden, eleganter, und frei von den alten nicht mehr ganz feinen Gepflogenheiten.

Seine Stimme klang hohl, wie Worte aus einem Grabe herauf. Und dann die großen Augen, die grau verschleiert schienen, das schmale weiße Gesicht, in dem die Backenknochen vorstanden, als spannten zwei Zeige-

finger ein weißes Tuch aus. Das alles war unendlich traurig. Frau Amrhein war es, sie spreche mit dem Tod über den Fasching.

Dann kam das Fest. Mittags ein großes Bankett, Abends ein Maskenball, von dessen Glanz im Städtchen seit vierzehn Tagen geheim und offen gesprochen worden war. In der Nacht vor dem Feste wachte Frau Amrhein bei Konrad. Sie sagte: „Heute, diese Nacht bleibe ich bei dir. Morgen gehöre ich dem Geschäfte.“

„Du mußt schlafen, Mutter. Die alte Gunde kann bei mir bleiben wie letzte Nacht. Ein einziges Mal mußte sie meinetwegen aufstehen. Ich bin nicht so krank. Und du Mutter mußt ruhen. Morgen ist ein schwerer Tag, dann kommt noch eine schwere Nacht. Und da mußt du dabei sein, zum Rechten sehen. Die Leute sollen alle bei uns zufrieden sein,“ sagte Konrad. Allein die Stimme machte das Abwehrende und den Befehlston der Worte nicht mit. Sie war schwach und hilflos. Auch der Husten, der ihn wieder befiel, hatte keine Kraft mehr und doch machte er den Kranken abgeschaffen. Er lag nun still in den weißen Kissen. Die Hände hatte er auf der Bettdecke, sie glänzten wie Wachs. Die Lider der Augen zuckten öfters. Das war das Einzige, was lebendig schien an ihm. Während Frau Amrhein, neben dem Bette sitzend, Konrad betrachtete, ward ihr der Gedanke zur Gewißheit: „Er stirbt dir, während der Karneval im Hause ist.“ Sie glaubte dem Arzte, der ihr gesagt hatte, noch eine, noch zwei, drei Wochen kann er leben, nicht mehr. Es hält ihn ja nichts am Leben, als der Wille und das Interesse für das Fest. Der Gedanke war wie ein Schlag auf ihren Kopf. Das Fenster des Zimmers tanzte vor ihr. Und als sie endlich wieder ruhiger ward, blieb die Ahnung gleichwohl bei ihr. Sie stand neben jedem Gedanken an das Fest, bei jeder Frage nach den Kindern. Wenn sie nur Konrad hätte, schloße sie das Haus vor den Gästen zu. Aber es waren noch vier andere Kinder da. Und schon hatte ein vorsichtiger Lieferant sich bei ihr für einen Teil der Einnahmen des Festes in „höfliche Erinnerung gebracht“. Sie riß den Brief entzwei und stieg in Konrads Kammer hinauf. Hier empfand sie nur eine Sorge, der sie ganz nahe war. In der Nacht war sie einige mal für kurze Weile eingeschlummert und dann plötzlich mit zuckendem Erschrecken aufgewacht... Sie hatte in das bunte Treiben des Maskenballes hineingeschaut, einen gellenden Schrei gehört, vor dem die Tanzenden auseinanderstoben, und sie sah auf dem glänzenden Bankett neben Konfetti und Papierschlängen eine Frau liegen — — „Todt!“ rief eine Stimme.... Dann sah sie wieder einen Schwarm von Masken einen Reigen aufführen und in der Mitte stand der Tod und schärfte die Sense. Plötzlich ließ er den Stein fallen und zerrte eine der Masken am Kleide zu sich heran. Sie ergab sich lautlos, während ihre Gespaninnen freischend auseinanderfuhren.

So hatten sie die Traumbilder erschreckt, daß sie aus ihrem Lehnstuhl sich erhob und leise im Zimmer hin und her ging.

„Schläfst du nicht, Mutter?“

„Ich habe geschlafen.“

„Und ich habe geträumt. Ich stand neben dir im Office. Da umschwärzte mich plötzlich ein bunter Maskenwirbel. Ein netter Schmetterling warb mich zum Tanze. Er hatte dunkle Augen und ich glaubte ihn zu erkennen. Allein ich sagte ihm, ich habe keine Zeit zum Tanzen. Da lachte er und sagte, das Leben währt einen Tag. Komm Schatz! Auch ich überlebe den Sommer nicht. Du, Mutter, hattest wohl nicht verstanden was sie sagte. Du lächeltest und sagtest, ich solle tanzen, und die Maske zog mich in das Getümmel. Da erwachte ich. Traurig, weil ich mich krank im Bette fand.“

Auch der Tag war wieder erwacht. Frau Amrhein verließ das Krankenzimmer, sie hatte unten in der Küche zu tun, der Chef wartete auf sie. Sie kam am großen Speisesaal vorbei. Durch die geöffneten Türen sah sie die hundert Gedecke, die blinkenden Gläser, die Blumendekoration. Sie schloß die Augen. Das Weiß der Leinwand tat ihr weh. Sie meinte Schatten und schwarze Trauerschleifen zu sehen. — Gewiß! — Damit hätte sie den Saal dekorieren sollen.

Im Laufe des Vormittags stieg sie wieder zum Krankenzimmer hinauf. Dort öffnete sie ein Fenster gegen Osten, wo eben die Winter Sonne flimmernd über weißen Bergen aufstand und sie vergoldete. Konrads Gesicht lag bleich in den Rissen ohne Wärme und Blut. Während der Nacht, als der rötliche Schein des Lichtes auf ihm ruhte, schien er stark gegen jetzt. Seine Augen schauten groß und ernst aus den tiefen beschatteten Höhlen. Sie blieb eine Weile ganz still und lauschte auf Konrads Atemzüge. Sie waren schwach. Und plötzlich hörte sie gar nichts mehr. Draußen gingen die lustigen hüpfenden Weisen eines Ländlers auf, der Klarinetist schien dicht vor dem Fenster zu blasen. Der Kranke hob die Augenlider ein wenig höher und sagte: „Die Musik kommt. Es sind hungerige und durstige Leute. Sorge, daß sie nun zu essen bekommen. Nachher, wenn die Gäste da sind, müssen sie ihnen über den Braten geigen.“

Frau Amrhein wollte Konrad trösten und sagte: „Bis morgen um diese Zeit ist alles vorbei. Vom ganzen Feste bleibt nichts mehr als stumme schwere Köpfe.“ Dann klingelte sie der Wärterin und ging, als diese kam, aus dem Zimmer.

Die Gäste kamen. Frau Amrhein stand neben der Tür und begrüßte sie. Jedes Wort mußte sie ihrer Seele expressen und jedes war eine Lüge. Sie sagte: „Wie freut es mich, daß sie kommen!“ Und im Herzen trug sie

einen knirschenden Haß gegen die parfümierten, geschniegelten, lächelnden Menschen.

Das Fest war glänzend, der Besuch über Erwarten groß. Frau Amrhein stand den ganzen Nachmittag lang hinter dem Schenktisch und sah alle die strahlenden glücklichen Gesichter, die hellen reichen Toiletten der jungen Damen, zufriedene Mütter im Schwarzseidenen. Dabei mußte sie an ihr Kind denken. In der Arbeit und Hast tauchte oft sein weißes leidvolles Gesicht vor ihr auf. Dann rief eine Aufwärterin: „Eine Flasche Rüdeshheimer mit zwei Gläsern!“ „Eine Schachtel Zigaretten, türkische!“ — „Moselblümchen — Haben Sie Moselblümchen?“ — So ging's den ganzen Tag und die Registrierkasse rasselte, die Gläser klirrten, das Geld rollte.

Ein einziges Mal konnte Frau Amrhein ihren Posten verlassen, als Präsident Niederstein sich zu einem Toast erhob. Über die Versammlung legte sich, als er zum zweiten Male klingelte, ein geduldiges Schweigen. Die Reden des Präsidenten waren gefürchtet, weil er mit ihnen fast nicht mehr landen konnte. Im Anfang hielt man sich noch leidlich still.

„Hochansehnliche Damen und Herren! Ein goldenes Fest, das wir heute feiern. Prinz Karneval gießt ein Füllhorn von Freude und lächelnder Lust über uns aus. Diesen Freuden wollen wir uns heute ganz hingeben. Über uns brennen die Lichter des Tages, die hellen Lichter des Lebens . . .“ Soviel hatte Frau Amrhein von der Rede noch gehört, ehe sie zur Türe hinausschlüpfen konnte. Sie sprang die Treppe empor. Sie war auf der Flucht vor diesem genußfrohen, hellen, goldenen Leben, das ein Greis pries.

Konrad zuckte leise mit den Lippen, als die Mutter eintrat. — „Ist das Fest zu Ende?“ fragte er.

„Wir sind mitten in der Arbeit.“

„Wenn es aus ist, bringe mir eine von den Rosen, die in den neuen hohen Kelchen auf dem Tisch standen. Ich habe ja solche hier, aber ich möchte eine im Zimmer haben, die am Feste war.“

Die Musik blies einen rauschenden Tusch. Jetzt hatte der Redner also doch geendet, der Lobredner des Lebens, des Genusses. Die Aufwärter stürmten zum Buffet; die Flaschen mußten gefüllt werden, die vom Gesundheitstrinken leer geworden waren.

Der Tag wollte schwinden. Die Gäste dachten nicht an den Abend und waren erstaunt, als plötzlich die Tulpen in den messingenen Leuchtern zu glühen begannen. Frau Amrhein hatte den leisen Knack in ihren Nerven verspürt, als sie die Lichter aufdrehte. Und als es in dem durchsichtig dünnen Schatten des Saales plötzlich hell ward, bohrte sich die Vorstellung des Absterbens einer Seele vom müden Leib in ihre Sinne hinein: Der



Gute Freunde. Nach dem Gemälde von H. Knopf.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

zuckende schmerzhaftes Knacks und dann das Licht der ewigen Wahrheit jenseits des Grabes!

Seit die Lichter angezündet waren, schmerzte sie das Flimmern der Toiletten und der Schmuck der Damen noch mehr. Aus den hundert und hundert feinen bligenden Lichtstrahlen des Goldes und der Steine trafen sie ebensovielen Nadelstiche im Herzen.

„Vater unser,“ betete sie auf einmal; in unwillkürlicher Angst um das Leben ihres Kindes flehte sie zu Gott.

„Frau Amrhein! Eine Flasche Champagner!“

Als der Hausknecht nach einer Weile den silbernen Eiskühler brachte und sie die kleinen zerhackten Stücke des klaren blauen Eises sah und einen Hauch der Kälte verspürte, ward ihr das wieder zu einem Gleichnis des Todes. Wie an einer unlesbaren Schrift buchstabierend, legte sie sich das wasserhelle, kühle Eis zu einem Symbol des Todes aus.

Gegen sieben Uhr verließen die Herren mit ihren Damen das Haus. Einige Junge und einige Ältere mit gutem Sitzleder blieben noch da. Um acht Uhr begann der Maskenball in denselben Räumen. Sie wollten sich den Platz warm halten. Frau Amrhein mußte den abziehenden Herrschaften für den Besuch danken. Es war ihre widerwärtigste Arbeit. Statt die glatten Hände zu drücken, hätte sie lieber den Besen geholt und Aufseher gehalten. Präsident Niederstein war einer der letzten. Er machte beim Abschied viele Worte, um sich bei der Wirtin in ein gutes Licht zu setzen. „Das war ein guter Tag für Sie. Großartig, wie das lief! Morgen möchte ich Ihnen helfen, die Einnahmen zählen und verbuchen. Aber wenn ich nicht auf Ihrer Seite gewesen wäre und nicht meinen ganzen Einfluß in die Wagschale geworfen hätte? Ihr Konkurrent hat alles aufgegeben. Ich sage Ihnen: Alles, alles —“

Frau Amrhein bekam Tränen in die Augen. Ihre Stimme war verschleiert, als sie sagte: „Ich kann Ihnen ja nicht danken. Ich werde es Konrad sagen. Und der wird Euch danken.“ Der Präsident meinte, die Frau sei wirklich über seine Güte so gerührt. Die Stimmung wollte er benützen: „Die Rebhühner waren aber gut. Tadellos! Wenn du mir mal so etwas bereitest, Amalie? Was meinst für morgen?“

Frau Amalie schwieg. Und Frau Amrhein sagte: „Ich werde Ihnen durch den Hausknecht zwei Portionen ins Haus schicken.“ Lächelnd nahm der Präsident Abschied.

Das Aufwartepersonal räumte die Tische ab. Die weißen Tischtücher flogen. Das Zimmermädchen Anna kam ihr mit einem Wust Servietten, der ihr bis unter's Kinn reichte, entgegen.

In der Wirtschaft war momentan Ebbe. Frau Amrhein benutzte sie zu einem Besuch im Krankenzimmer Konrads. Auf der Treppe des drit-

ten Stocdes fühlte sie plötzlich eine große Müdigkeit in den Gliedern. Sie mußte sich am Geländer halten und eine Weile rasten. Losgelöst vom Getümmel des Festes, hörte sie ihr Herz laut klopfen. Sie war zu rasch treppauf gesprungen. Und wieder war die Vorstellung da: Tod. — Diesmal war er ihr näher, sie meinte ihn am eigenen Busen zu fühlen. Sie zitterte, als sie Konrads Zimmer öffnete. Dann schaute sie hinter sich zurück, starr und scharf. Aber sie gewahrte keinen Schatten und keinen Laut. Der matt beleuchtete Korridor wurde hinter ihr enger und dunkler, mündete in ein verlorenes schreckhaftes Nichts.

Konrad lag im Fieber. Sie sah es gleich. Er war hastig, das Bettzeug war zerfnüllt. Schweiß stand auf seiner Stirne. Und er redete verlorene zusammenhanglose Worte.

Die Wärterin entschuldigte sich: Sie hätte ihm gerne das Bett zurecht gemacht. Aber sie wage es nicht. Er könnte einem aus den Armen dem Himmel zu fahren.“

Frau Amrhein hüllte ohne Worte den weißen, eingefallenen Körper in eine Bettdecke und hob ihn in das andere Bett hinüber. Die Last war nicht schwer. Als sie sie in den Armen hielt, ward der Schmerz in ihr übermächtig. Sie fühlte keine Wärme mehr in seinem Leibe, den sie heftig an sich drückte und auf die Stirne küßte. Tränen fielen zu den kalten Schweißtropfen. Während sie sein Bett machte, schluchzte sie laut, einmal barg sie das Gesicht in die Decke, und das Elend ihres Herzens schüttelte sie.

Darnach nahm sie Konrad wieder in die Arme. Ein Arm des Kranken fiel aus den ihren heraus und lahm wie ein Lappen an ihr hinab. Frau Amrhein nahm ihre Kraft zusammen, biß die Lippen fest zu und bettete den Sohn auf dem Lager zurecht. Eine wehmütig traurige Beruhigung kam in sie, als Konrads Augen sich aufheiternd sie erkannten. „Wie wohl! angenehm! Mutter, hast du weiche Hände!“ sagte er leise.

Die Mutter fuhr mit einer Hand über seine Wange. Die Finger wurden ihr dabei naß vom kalten Schweiß. Sie nahm seine Hand und schaute ihn an. Plötzlich lösten sich zwei große Tränen aus seinen Augen und kugelten über die Wangen auf die Bettdecke. Da wollte es in ihr wieder losbrechen wie ein Feuer, das rauscht und leckt, das Haus ausgebrannt hat und zu den Fenstern hinauszüngeln will. Aber sie durfte ihm die Erschütterung nicht zeigen. Im Augenblick, als ihn die Hoffnung verließ, mußte sie stark sein.

„Anna hilft in der Küche recht wacker mit. Ich bin mit ihr zufrieden,“ sagte Frau Amrhein. Sie meinte Konrads Schwesterlein und dachte, mit dem Bericht den Bruder abzulenken vom Elend seiner Krankheit.

Dann wurde an der Türe geklopft. Man rief die Wirtin ins Geschäft.

Das Mädchen, welches sie holte, war vorausgegangen. Eine Weile stand Frau Amrhein auf dem Teppich im Hausgang. Und weinte laut. Eine Sekunde lang. Sie hatte jetzt keine Zeit übrig für den Schmerz. Sie trocknete die Augen, schritt auf ihren Posten zu wie ein Soldat. Am Büffet schenkte sie ein Glas halb voll mit Wein und trank daraus einige Schlücke.

Es war Zeit, daß sie ihren Posten wieder bezogen hatte. Die Masken schwirrten und zischten im Saale herum. Die Musik hatte rote Zippelkappen und bunte Westen angelegt, der Trompeter hochte mit einem ungeschmackten Schmerbauch auf der Geigenbank. Junge Herren waren noch nicht viele anwesend, und die da waren, wurden von den Masken umschwärmt. Eine, die an dem Wettbewerb keinen Anteil nahm, zog die Aufmerksamkeit von Frau Amrhein unwillkürlich auf sich. Sie war als Schneeglöcklein gekleidet. Eine schlanke, zart aufgeschossene Blüte. Das weiße, mit blassem Grün umsäumte Gewand schmiegte sich so zart und durchsichtig an die mittelgroße Gestalt an, als ob alles erst aufgesproßt wäre und halb träumend, halb bewußt das Leben erwartete. Da ward sie von einem Klown gepackt und sie walzten zusammen. Allein er war ein ungeschlachter Kerl, der das Schneeglöcklein aus dem schönen ebenmäßigen Fluß der Bewegungen gleich in einen leidenschaftlichen Wirbel hinein riß. Nach dem Tanze lief sie ihm rasch davon und kam zu Frau Amrhein hinüber. Sie hielt ein paar Schneeglöcklein in der Hand, wirkliche frische Blumen, und streckte sie der Frau entgegen. „Nimm die für deinen Bub, damit ihn der Frühling grüße!“

Frau Amrhein ward ganz verwirrt von dem Wort. Das war ja — nein — es wußte niemand, daß es so schlimm um ihn stand! Sie suchte sich zu beruhigen, steckte die Blumen in ein mit Wasser gefülltes Glas. Denn jetzt konnte sie nicht hinausgehen. Sie mußte schaffen, auch die Augen mußten dabei sein, und so verlor sie die schöne Maske erst aus den Augen, dann auch aus dem Sinn. Die Aufwartemädchen kamen mit geröteten Gesichtern zum Büffet gestürmt. Die Gläser klirrten, die Pfropfen knallten und flogen und Frau Amrhein schlug mit den Flaschenbatterien, die in silberner Rüstung hinter ihr auf dem Tische standen, siegreich alle Stürme ab. Und aus dem Saale herüber rauschte Zischen und Lachen; Lust und Leidenschaft vibrierten in lauten Tönen auf. Frau Amrhein verglich sich mit einem Hund, der kläglich winselnd das hinterste Versteck aufsucht, sobald er einen Ton Musik hört. Alles tat ihr weh, was an Freude und Glück erinnerte. Die grellen Farben der Kostüme und der falsche Glanz des Glitters. Der stach mit Nadeln auf sie ein... Indessen ordneten sich die Paare zur Polonaise. Die Musik hob leise an. Man erwartete hinter ihrem Flöten und Flüstern unendliche Geheimnisse, jauchzendes

Glück, Schmetterlingsfarben, Himmelsfreiheit. — Einer Rosenguirlande gleich, im Lichte regenbogenfarbig schimmernd, Lust und Freude ausstrahlend, zogen die Paare durch den Saal. Der Anführer formte wunderliche Windungen, ließ einen Teil des Zuges unter den über den Köpfen verschlungenen Händen hindurchgehen, stieg auf das Podium der Musik und jenseits wieder hinunter, und Paar um Paar folgte ihm. Vom Büffet aus schien es der Frau, eine Lichterprozession walle über einen Hügel hinauf und hinab. Dann fiel ihr ein, sich zu achten, wo das Schneeglöcklein wäre. Aber sie fand es nicht.

Plötzlich löste sich der Reigen auf. Die Musik glitt in einen rasenden Galopp hinüber. Musik, die von allen Banden losgelassen schien, die Leute toll machte. Sie hüpfen und hopsten, die seidenen Schleifen an den Frauengewändern wehten wie Sturmflaggen. Und als der Galopp zu Ende war, kamen die Tänzer und Tänzerinnen durstig und erhitzt an die Tische. Das Fest wurde erst recht lustig und laut. Die ausgelassene Stimmung war gekommen, einige Herren waren heiter angetrunken. „Sie tun, als ob sie dem Teufel von den Hörnern gefallen wären,“ sagte die Marie am Büffet vor Frau Amrhein. Maries hübsches Gesichtlein glänzte, ihr Lachen klang silbern und ihre Augen waren rückwärts gerichtet. Sie schaute noch immer dem lustigen Leben zu, oder vielleicht suchte sie jemand, als das Bestellte schon vor ihr stand. „Es ist gerüstet“, sagte Frau Amrhein. Da ergriff sie die Flasche und die Gläser und eilte von dannen. Frau Amrhein sah nun ein, daß sie den Gedanken aufgeben mußte, Marie eine Weile als Stellvertreterin einzusehen, um unterdessen nach Konrad zu sehen. Das Mädchen vergaße das Geld einzuziehen. Es war zu flatterhaft. „Ei ja, so sind die Mädchen,“ sagte sie mit einem Seufzer. Aber sie konnte ihm doch nicht lange zürnen. Wofür lebte es? — Doch nicht um Geld zu zählen, zuzuschauen, wie andere sich freuen und ihren Teil am Leben haben, und sich dann eines Tages zum Sterben hinzulegen. Und dann dachte sie gar nicht mehr daran, daß ihr einige Franken entgehen könnten, es war ihr gleichgültig um solchen Plunder. Sie rief das Mädchen wieder herbei und sagte, sie wolle rasch zu Konrad hinauf. Unterdessen solle es da zum Rechten sehen.

Es war drei Uhr morgens. Die Wärterin, welche die Nachtwache hatte, begegnete ihr auf der obern Treppe. „Schläft er?“ fragte die Mutter. „Nein,“ antwortete die Alte und machte böse Augen. „Eine im Maschengewand ist bei ihm. Adio.“ Sie trappte über die Treppe hinab, als stünde der leibhaftige Teufel hinter ihr.

Das Mädchen im Schneeglöcklingengewand saß neben dem Bette des Kranken. Die Larve trug sie nicht mehr. Die lag auf dem Nachttisch, zerknüllt, das Näslein eingedrückt. Aus den Augenöffnungen grinste etwas

dunkles, totes, höhnisches Frau Amrhein entgegen. Sie dachte gleich an die raschen hellen Augen, welche sie vor einer Stunde hinter dieser Larve gesehen hatte, und suchte sie im Gesicht des Mädchens. — „Kä= — Kä= — Kätherli Birkmann,“ sagte sie zögernd, erstaunt. Da erhob sich das Mädchen und streckte der Frau die Hand entgegen. Die kleinen Schellchen an den grün umsäumten Zipfeln des Gewandes klingelten. Und Konrad erzählte eifrig:

„Ich habe so Freude, Mutter! Ich denke gar nicht mehr, daß ich krank bin. Das Kätherli — du weißt es doch, daß ich von London aus einige Male an sie geschrieben habe? Und sie hat mir auch geantwortet.“ Er sah glücklich aus, die Freude hatte ihm zwei blasser Lichtlein auf die Wangen gesteckt. Wenn er sprach, schien Kerzenschein aus ihm heraus zu leuchten.

Frau Amrhein wußte nichts. Sie hatte keine Ahnung gehabt. Jetzt aber fiel ihr ein, daß Konrad, als er heimkehrte, fragte, wer in der Wohnung der Birkmanns sei. Und sie nickte Konrad zu, sie wisse alles.

„Und denke dir, sie hat nicht gewußt, daß ich krank bin. Da hat sie von ihrer Herrschaft zwei Wochen frei bekommen, reiste heim, kaufte in der Stadt ein Maskenkostüm und tanzte, bis sie vernahm, ich läge krank im Bette. Da machte sie sich aus dem Saale fort und schlich zu mir hinauf. Gelt, Mutter, das ist schön!“

Frau Amrhein setzte sich auf den Bettrand. Sie hörte die Musik leise und gedämpft heraufklingen: Der Geigen leidenschaftliche in sich vibrierende Stimme, die hüpfenden, sorglosen Laute der Klarinette, der Brummen des Basses und die schallende Feierlichkeit der Trompeten. Sie war müde, lauschte halb auf diese Töne, halb auf das rasche Geplauder des Mädchens, das erzählte, wie einmal plötzlich, während sie tanzte, eine Maske hinter ihr sagte: „Schneeglöcklein! Der, den du suchst, liegt krank im Bette. Zu oberst unters Dach hinauf haben sie ihn getan.“ Sie hätte um sich geschaut und ein häßlich gelbes Kostüm gesehen und ihr Tänzer hatte beigefügt: „Der Reid. Aber das Kostüm ist ausgezeichnet.“

Frau Amrhein hatte nicht alles gehört. Die Augen waren ihr zugefallen. Und dann sah sie Konrad mit dem Schneeglöcklein tanzen. Er trug weißes Gewand, weiße Mütze, war leicht und beweglich; er hatte ein Engels Gesicht und goldene Locken, die im Winde flogen. Das Glöcklein klingelte und wuchs an der Seite des Engels von der Knospe zur Blume aus. Neben dem weißen Schnee die frische Blume! Lebensbote — Genußpfand! Ein zierliches schaukelndes Menuett tanzten sie zusammen. Frau Amrhein hatte als Mädchen ähnliches von alten Leuten gesehen; die seither gestorben sind und diese Kunst mit sich ins Grab genommen haben.

Der Gedanke weckte sie. Zum Bewußtsein erwachend, zuckte sie mit dem Kopfe und beiden Armen, als ob ein Schmerz in sie gefahren wäre. Das

Bett mit den weißen Kissen und Konrad darin tauchten vor ihr auf. Der Kranke lag still, mit offenen starren Augen da. Sein Gesicht schien durchsichtig, weiß wie Marmor. Aber das Engelslächeln, das sie im Traum gesehen, das schwebte noch auf seinen blassen Lippen.

„Er ist gestorben!“ rief sie erschreckt.

Es war wirklich so. Auch Rättherli hatte es nicht bemerkt. Sie hielt seine Hand und erzählte, wie sie immer an ihn gedacht, wenn sie gehegt worden, wenn es ruhig und schön um sie war. Das Mädchen spann noch immer an diesen Gedanken weiter, während Frau Amrhein dem Toten die Augen zudrückte, die Hände über die Brust faltete und zwischen die Finger die paar Schneeglöcklein steckte. In einer stumpfen Resignation tat sie alles. Auch die Kerzen holte sie und zündete sie an. Dann öffnete sie die Fenster. Bald läuteten die Morgenglocken und ihr Klang sollte ins Haus dringen, den Festjubil ausräuchern.

Es schlug fünf Uhr vom Turme. Noch dunkel war es, und die Sterne flimmerten am Himmel. Der Vorplatz des Hauses war hell beleuchtet. Zwischen den eisernen Balkonträgern schritten die Gäste aus dem Hause: Herren in dunklen Mänteln, die Masken hatten weite bunte Shawls um die Schultern geschlungen, sie lachten und scherzten, und der Kopfsputz nickte dazu. Und wenn die Türe aufging, strömten rauschende Wellen lauter Lust und Freude aus dem Saale heraus.

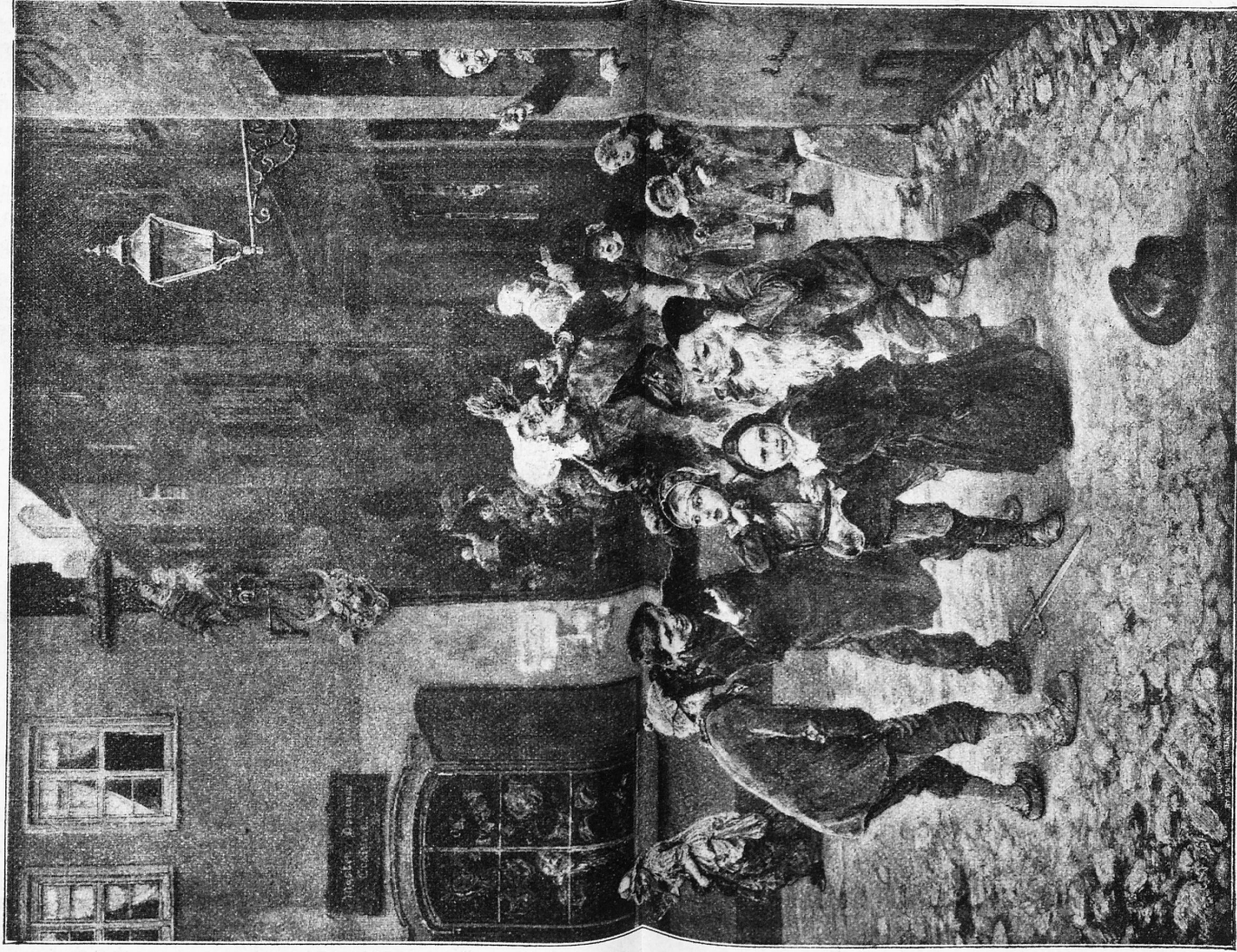
„Ein wunderbarer Abend, entzückend,“ flötete jemand. Dann kam eine rauhe Männerstimme: „Ist es wahr, daß es schon tagen will? Sind wir, du und ich, nicht im Stande, diese Nacht festzuhalten. Jetzt wollen wir sehen, ob wir nicht Meister sind auf dieser Welt. Wir fangen mit dem Feste wieder am Anfang an! Eine Flasche Champus.“

„Sag’ das einmal, wenn du alt bist, oder vielleicht schon früher, dem magern Mann mit den eisigen Fingernöcheln.“

„Ein Narr, der jetzt an den Tod denkt.“

Dann ward die Türe kräftig zugeworfen. Sie waren offenbar an die Wärme zurückgekehrt, um das Fest von neuem zu beginnen. Bei dem Gedanken bäumte sich Frau Amrhein auf gegen soviel Lebens- und Genußfreude. Sie dachte daran, hinunterzugehen und das Haus mit eisernem Besen zu kehren. Und dann tat sie es doch nicht. Ihr Sohn hielt sie zurück, der Tote. Sie schaute ihm in das weiße, verklärte Angesicht. Die Schönheit des Todes verblüffte sie. Seine Lippen waren geschürzt, als sprächen sie den Namen Liebe aus. Ein Fest feiernd, war er hinübergeschlummert. Seine Mutter verlor allmählich ihren Groll. Sie hörte die Musik fortziehen, das Fest stille werden. Und im Totenzimmer zog beim Schimmer der Kerzen das Fest des Todes auf. Größer als das Fest der Lebenden.

E n d e.



Unter ritterlichem Schutz.
(Nach dem Gemälde von dem Ende Dezember 1910 verstorbenen Ludwig Knaus.)
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.